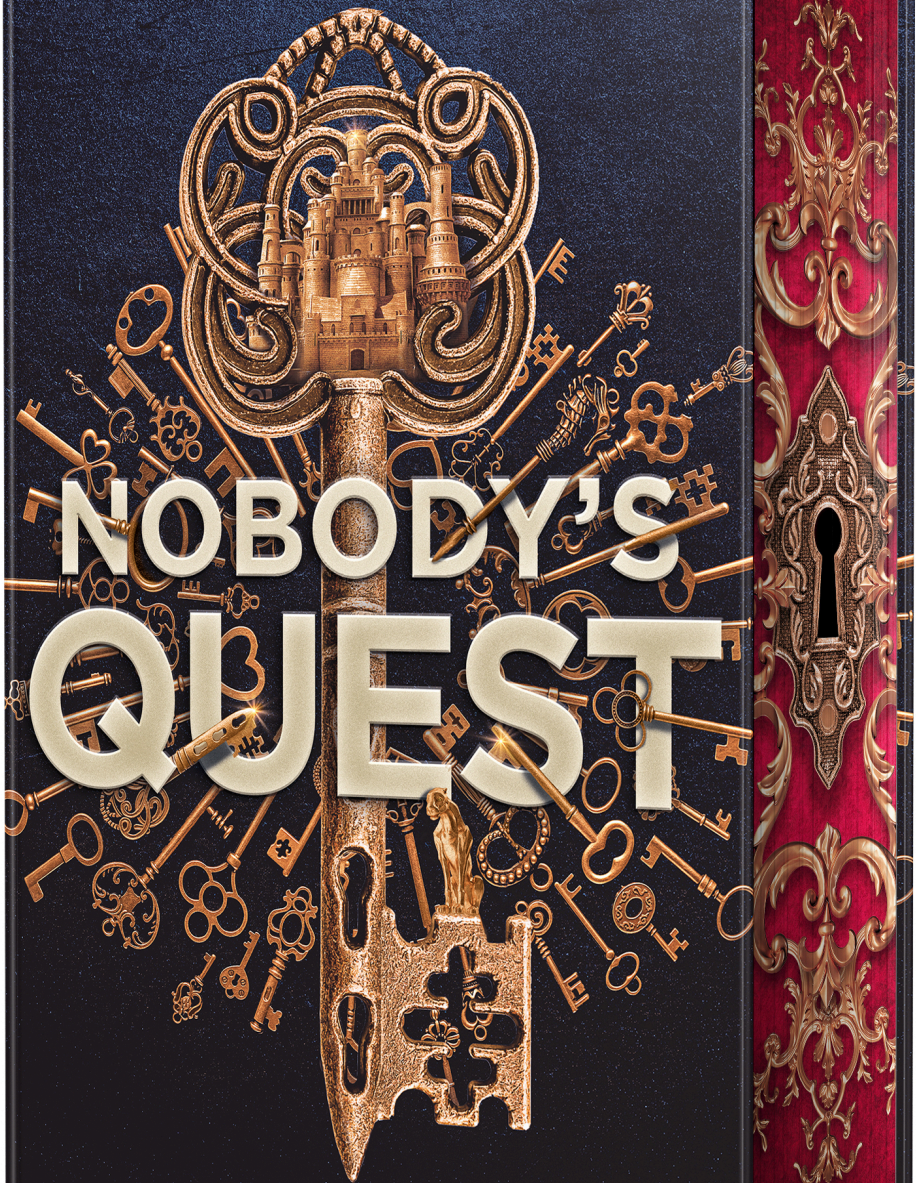


ALYSSA DAY



NOBODY'S
QUEST

DER PRINZ OHNE KÖNIGREICH



Alyssa Day
NOBODY'S QUEST
Der Prinz ohne Königreich

ALYSSA DAY

NOBODY'S QUEST

DER PRINZ OHNE KÖNIGREICH

Aus dem Amerikanischen von
Julian Müller, Birgit Maria Pfaffinger,
Alexander Wagner und Mareike Weber



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

TRIGGERWARNUNG

Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.
Deswegen findet ihr auf Seite 492 einen Hinweis.
Dieser enthält Spoiler für die gesamte Geschichte.

1. Auflage 2026

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2026 Alyssa Day

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel:

»Nobody's Quest« bei Red Tower Books, einem Imprint von

Entangled Publishing, LLC, Shrewsbury

Übersetzung: Julian Müller, Birgit Maria Pfaffinger,

Alexander Wagner und Mareike Weber

Karte: © Amy Acosta und Elizabeth Turner Stokes

Vignetten: © AdobeStock (MdMajnur)

Cover- und Farbschnittgestaltung: Alexander Kopainski

nach einem Entwurf von Bree Archer unter Verwendung

mehrerer Motive von © GettyImages (SilverV;

Ratchapon Supprasert; duncan1890)

und © Shutterstock (Pixelsquid; herryfaizal)

MP · Herstellung: ChiK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-16797-7

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Dieses Buch ist für alle, die wie ich
mit psychischen Problemen kämpfen.*

*Für alle, die durch Bücher ein außergewöhnliches Leben
führen, von epischen Missionen und Magie träumen, und
davon, die Welt zu retten – auch wenn die Realität, in der wir
leben, manchmal düster, schwer und einsam sein kann.*

*Es ist an der Zeit, dass wir in die Held*innenrolle schlüpfen.
Wir verdienen es, Abenteuer anzuführen.*

Lasst uns gemeinsam die Welt verändern.

ALTARRA



EISMEER

PALLANFESTE



THALASSIANISCHES MEER



**KÖNIGREICH
KHYRRUS**

AITARRAN

PANTERRAGEBIRGE



TEMPEL
DER GELEHRTEN

DIE GRABHÜGEL

AURORA-OASE

ZINNEN

SHARNON
WÜSTE

BRONZEFLUSS

**KÖNIGREICH
PYRRH**



Wissen ist göttlich.

**GEBOT DER SCHWESTERN DER SCHRIFTROLLEN,
KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK VON PYRRH, FÜNFTES ZEITALTER**



KAPITEL I

Ich bin gerade dabei, die untersten Fächer der Bücherregale von Schimmel zu befreien, als sechs Soldaten der Königlichen Garde auf mich zueilen. Fünf davon mit gezücktem Schwert, was keinen Sinn ergibt.

Schließlich bin ich ein Niemand.

Natürlich habe ich ihre schweren Schritte näher kommen gehört, aber mir nichts weiter dabei gedacht. König Pallan schickt oft Soldaten in die Königliche Bibliothek, um den Schwestern Schriftrollen abzufordern. Nach allem zu schließen, was ich in der Küche gehört habe, ist er beileibe kein Gelehrter, aber er scheucht mit Vergnügen Leute herum, als würde er mit lebenden Figuren *Türme* spielen.

Als König bekommt er wahrscheinlich immer die Drei Könige und gewinnt so das Spiel.

Ich erstarre, lasse den Schwamm auf meinen fadenscheinigen Rock fallen und kauere mich auf Knien in die Nische unter der Marmortreppe, um die Soldaten vorbeizulassen.

Aber sie wollen gar nicht vorbei.

Stattdessen wirft ihr Anführer, ein drahtiger Kerl in einer schnittigen blauen Uniform, mir einen grimmigen Blick zu. Dann setzt er mit angewidert verzogenem Mund die Spitze seines Schwertes an meinen Hals und zwingt mich, den Kopf zu heben.

»*Das da?* Das kann unmöglich das sein, was er will.« Aus seinem Ton spricht genug Verachtung, um das gesamte Königreich von Pyrrh damit zu erfüllen. »Wie kann der König erwarten ...«

»Du hältst jetzt mal den Mund und ihr alle steckt eure Schwerter weg«, knurrt eine Stimme, die so rau ist wie Bruchschotter.

Vier Schwerter werden augenblicklich in die Scheiden gerammt. Das fünfte bohrt sich weiterhin in meinen Hals.

Eine stämmige Soldatin, an deren königsblauer Uniform ein silbernes Rangabzeichen prangt, schiebt sich an dem ersten Soldaten vorbei und drückt sein Schwert nach unten. »Ich sagte, weg damit! König Pallan will, was er will, und es ist nicht deine rabenverdammte Aufgabe, das infrage zu stellen. Oder möchtest du dich der Inquisition stellen?«

Der Soldat weicht zurück. Ein winziger Teil von mir, den ich schon lange für tot gehalten hatte, empfindet rebellische Genugtuung, als ich die Angst in seinem Gesicht sehe. Doch dann verrät mir die warme Flüssigkeit, die meinen Hals hinabläuft, dass er mich geschnitten hat, und mein Trotz verpufft. Ich unterdrücke den Drang, die Wunde zu befühlen, denn meine Hände sind schmutzig. Stattdessen schlucke ich schwer und schaue zu der Offizierin auf.

Ihr kantiges Gesicht ist teilnahmslos, doch als ihr Blick auf meinen Hals fällt, sehe ich kurz Mitleid darin aufflackern. Sie greift in eine ihrer Taschen und wirft mir ein kleines Baumwolltuch zu.

»Drück das auf die Wunde und steh auf, Kleine. Wir haben keine Zeit zu verschwenden.«

»Danke«, flüstere ich und starre das Tuch ungläubig an. Es ist schon sehr lange her, dass eine Autoritätsperson mir gegenüber auch nur einen Hauch von Freundlichkeit gezeigt hat.

Die Tochter einer Hure hat kein Mitleid verdient.

Vor allem, wenn sie so gezeichnet und gebrochen ist wie ich.

Als ich aufstehe, sind meine Beine wackelig, weil ich zuvor stundenlang auf dem Steinboden gekniet und geputzt habe. Ich drücke mir das Tuch an den Hals. »Warum ... Wohin gehen wir?«

Statt zu antworten, schnauzt sie ihre Soldaten an: »Tretet zurück, ihr Idioten. Oder sieht dieses jämmerliche Gerippe von einem Mädchen aus, als könne sie uns etwas anhaben?«

Jämmerlich ist nicht gerade ein Wort, das selten auf mich angewendet wird, also nehme ich es kaum zur Kenntnis. Stattdessen blicke ich die Offizierin an und wiederhole meine Frage: »Wohin gehen wir?«

Sie stößt ein bellendes Lachen aus, das keine Spur belustigt klingt. »Zum König, Kleine. Du bist heute eine sehr wichtige Person.«

Ich blinzele, dann entspanne ich mich. Das ist alles ohne jeden Zweifel ein Missverständnis. Sie haben die falsche Person.

»Ah. Nein. Tut mir leid, aber hier liegt ein Irrtum vor. Ich bin das nicht. Also die, nach der Ihr sucht.«

Die Offizierin, die sich bereits zum Gehen gewandt hat, wendet den Kopf und sieht mich an. »Bist du etwa nicht Soli Grey-mind?«

»Doch ... schon, aber ...«

»Dann setz dich in Bewegung. Der König wartet nicht gerne.«

Damit marschiert sie los, offensichtlich überzeugt, dass die Soldaten und ich ihr schon folgen werden. Für einen Moment frage ich mich, wie es wohl wäre, diese Art von Zuversicht zu haben, in Bezug auf ... tja, *irgendwas*. Aber dann boxt mich der erste Soldat, der sich jetzt wohl sicher ist, dass die Offizierin es nicht sieht, so fest in den Rücken, dass ich fast hinfalle.

»Sie hat gesagt, du sollst dich in Bewegung setzen«, knurrt er.

»*Flack!*«, bellt die Offizierin. »Schwing deinen dürren Hintern hierher und mach mir die Türen auf.«

Im Vorbeigehen rammt er mir noch schnell den Ellbogen in

die Rippen und grinst, als ich nach Luft schnappe. »Du kannst was erleben, wenn du erst im Kerker sitzt«, zischt er mir zu.

Im Kerker?

»Aber warum ...«

»Sch, sei lieber still«, sagt leise der Wächter, der neben mir geht. »Flack ist zwar ein arroganter Mistkerl, aber er hat Beziehungen. Sehen wir lieber zu, dass wir dich heil in den Palast bekommen, einverstanden?«

Ich nicke und berühre die schmalen Pergamentstreifen, die in den dünnen Zopf eingeflochten sind, der links neben meinem Gesicht herunterhängt. Dabei fällt mir auf, dass meine heutigen Fundstücke fast schon etwas Prophetisches haben. Denn die Wörter, die ich mir in die Haare geknotet habe, lauten *Mut* und *Durchhaltevermögen*.

Ich habe sie halb im Scherz gewählt, im Hinblick auf die beschwerliche Aufgabe, die mir mit dem Putzen der Regale bevorstand. Aber jetzt erfasst mich langsam die unangenehme Erkenntnis, dass ich heute wohl von beidem ein gehöriges Maß brauchen werde, um den Tag zu überleben.

Oder den Kerker.

Wir erklimmen die siebenundsiebzig Stufen, die vom Bibliotheksarchiv in die Hauptrotunde führen. Ich halte meinen Kopf gesenkt, um den neugierigen Blicken der Schwestern und Dienstboten auszuweichen, denen wir unterwegs begegnen. Ich könnte die darin liegenden Fragen ohnehin nicht beantworten, weil ich absolut nicht weiß, was hier vor sich geht – oder wieso. Ich überlege krampfhaft, was der Grund sein könnte, dass ich im Palast vorstellig werden soll und noch dazu vor dem König von Pyrrh.

Zu Beginn meiner Leibeigenschaft, als ich gerade mal vier Jahre alt war und weinend nach meiner Mutter rief – weil ich sie vermisste und mir zudem bei einem Sturz die rechte Hand bis hin zum Gelenk und meine rechte Wange aufgerissen hatte –

träumte ich davon, dass ich eigentlich eine Prinzessin sei. Der König und die Königin würden nach mir suchen und mich schon bald finden, sodass ich danach bei meiner Mutter im Schloss wohnen würde.

Jung wie ich war, dachte ich nicht darüber nach, wie die Tochter einer Hure eine Prinzessin sein sollte, bis ich eines Tages den Fehler beging, die Geschichte beim Frühstück zu erzählen. Das grausame Gelächter der anderen Dienstboten durchdrang mich, so scharf, als sei es das Fleischmesser der Köchin. Danach verbannte ich meine Träume in eine kleine, entlegene Ecke meines Geistes, aus der ich sie nur selten und ausnahmslos des Nachts hervorholte.

Das Leben hatte mir dadurch erneut eine harte Lektion erteilt: Träume sind ebenso flüchtig wie Mondschein, der auf Spinnweben fällt – das gnadenlose Licht des Tages zerstört sie mit Leichtigkeit. Im Laufe der Jahre wurde mir klar, dass Leibeigenschaft für jemanden wie mich niemals endet, und so ließ ich es geschehen, dass die Realität meine dummen Kinderträume tilgte.

Paläste und Prinzessinnen.

Nicht für einen Niemand.

Nicht für mich.

Doch wenn diese Soldaten die Wahrheit sagen, befinde ich mich jetzt tatsächlich auf dem Weg in den Palast. Allerdings nicht als heimkehrende Prinzessin in einem schönen Kleid oder einer Kutsche, sondern als ein über die Kopfsteinpflasterstraßen stolperndes schmutziges Lumpenmädchen. Meine Kleider und meine Haut sind vor Dreck so grau wie der Stempel, den die Inquisition mir verpasst hat.

Der Stempel, den sie *meinen Gefühlen* verpasst hat.

Greymind.

Unter anderen Umständen wäre es das Schönste für mich, an einem Tag wie diesem draußen zu sein. Die frische Herbstluft ist

erfüllt vom zimtigen Geruch von Cider, und rotwangige Kinder laufen herum, wedeln mit kleinen Fähnchen und stibitzen süße Hefebrötchen, die gutmütige Ladenbesitzer zu diesem Zweck für sie rausgestellt haben. In der Ferne versammeln sich Menschen, um den Sonnenuntergang von der niedrigen Mauer aus zu betrachten, welche die Pallanfeste umgibt.

Ich habe auch schon dort oben gestanden und hinausgeschaut auf die tiefblauen Wogen des Thalassianischen Meers, die gegen die Indigoklippen von Pyrrh branden, und mich gefragt, was wohl auf der anderen Seite dieses unpassierbaren Ozeans liegt.

Und ob ich wohl eines Tages etwas anderes werde sehen dürfen als diese Stadt, in der ich schon mein ganzes bisheriges Leben verbracht habe.

Beeindruckt von diesen faszinierenden Wassermassen zu unseren Füßen, habe ich mir als kleines Mädchen einen Folianten über Geografie gesucht. Darin las ich alles über den einzigartigen blauen Stein, dem die Klippen ihren Namen verdanken. Und über die zahllosen gescheiterten Versuche, das Thalassianische Meer zu überqueren, wiedergegeben von den wenigen Entdeckern, denen es danach gelang, überhaupt nach Hause zurückzukehren.

Hier leben Ungeheuer, steht in verschnörkelter, verblasster Schrift am Rand der alten Karten. Aber keine der Geschichten, die ich gelesen habe, beschreibt das Aussehen dieser Seeungeheuer.

Vielleicht hatten wir immer zu viel mit unseren eigenen Ungeheuern hier in Altarra zu tun gehabt, als dass jemand die Zeit gefunden hätte, sich mit denen hinter unseren Grenzen zu beschäftigen.

Als wir den Palast erreichen – das majestätische Gebäude am höchsten Punkt der Stadt, die drumherum zu seinen Füßen liegt –, biegt die Offizierin scharf rechts ab und verlässt die Zu-

fahrt, die auf das Palastgelände führt. Wir folgen ihr auf einen gut gepflegten Schotterweg entlang der weißen Steinmauer, die das Zuhause des Königs umgibt. Nach dreißig Schritten hält die Offizierin vor einem kleinen Tor an und wir anderen kommen hinter ihr zum Stehen.

Ich beiße die Zähne zusammen, um keine Fragen zu stellen, denn ich will nicht noch mehr Aufmerksamkeit erregen – vor allem nicht bei Flack mit seinen »Beziehungen«. Aber in mir hallt es die ganze Zeit wie ein Echo *Warum-Warum-Warum-Warum-Warum*.

Zwei Wächter flankieren das Tor, ihre Uniform ist im schlichten Schwarz gewöhnlicher Soldaten gehalten, nicht im Königsblau der Garde. Beim Anblick der Offizierin stehen sie stramm und salutieren. Anschließend öffnen sie das Metalltor, das quietscht, als würde es nur selten benutzt.

Vielleicht ist dieses spezielle Tor Schwerverbrechern vorbehalten, schießt es mir durch den Kopf, und ich muss mir auf die Unterlippe beißen, um nicht in hysterisches Gelächter auszubrechen.

Ich. Eine Schwerverbrecherin.

Ohne Zweifel.

Nicht nur habe ich kein Verbrechen begangen, sondern bin zwar, verglichen mit anderen Pyrrhanerinnen, groß, aber zugleich alles andere als schwer, vielmehr so dünn, dass mich sogar die ältesten und schwächsten Soldaten mit nur einer Hand überwältigen könnten.

Entbehrung ist der Schlüssel zu einem reinen Geist, so lehren es uns die Schwestern, und aus diesem Grund fallen die zwei Mahlzeiten, die wir täglich bekommen, ausgesprochen spärlich aus. Und weil ich in der Hierarchie ganz unten stehe, darf ich meinen Teller erst füllen, wenn sich alle anderen bedient haben.

Aber ich kann mich glücklich schätzen, dass ich überhaupt etwas bekomme, das weiß ich, weil es mir schon mein Leben

lang nahezu jeden Tag vorgebetet wird. Am Tag des Erntefestes werde ich einundzwanzig – das ist das Alter, in dem Leibeigene normalerweise in die Freiheit entlassen werden.

Außer Menschen wie ich.

Ich werde nie frei sein. Greyminds sind das nie.

Als ich vor dem Tor zögere, packt mich der Soldat neben mir am Arm und zieht mich weiter. »Es bringt nichts, zu spät zu einer Verabredung zu kommen, auch wenn man eigentlich gar nicht hinwill«, sagt er unwirsch.

Vielleicht bilde ich es mir nur ein, aber ich könnte schwören, dass er bei diesen Worten aufmunternd meinen Arm drückt.

Ich recke das Kinn und rede mir ein, dass diese Haltung mir Stärke verleiht, doch dann deutet einer der Torwächter auf mich und lacht.

»Noch eine? Und die ist ja auch noch völlig verdreht! Was hat sie im Palast verloren? Bieten wir neuerdings Waschmöglichkeiten für Bettler an?« Schneller, als ich zurückweichen kann, pickt er einen der beiden Pergamentstreifen aus meinem Zopf. »Sie hat sogar Papier in den Haaren.«

Er wirft den Zettel achtlos weg, und mir entgeht nicht die Symbolik, als er meinen *Mut* unter seinem Stiefel zerquetscht.

Langsam atme ich vier Mal tief ein und wieder aus. Ich mag zwar meinen *Mut* verloren haben, aber mein *Durchhaltevermögen* habe ich noch. So Artemisen es will, werde ich damit alles überstehen, was mich erwartet.

Der Soldat neben mir, der gutmütige, wirbelt herum und schlägt den Torwächter in den Solarplexus. Diesen anatomischen Punkt kenne ich aus *Garethans Kompendium der Körpersäfte und Heilmittel*, das ich zwei Jahre, nachdem ich mir das Lesen beigebracht hatte, studiert habe.

Die Schwestern predigen oft, Wissen sei göttlich. Das ist sogar in den Türsturz der Bibliothek gemeißelt.

Wenn man mich fragen würde, hieße es, *Wissen ist Macht* – und ich horte jedes mühsam erkämpfte bisschen davon.

Der Torwächter klappt zusammen und hält sich hustend den Magen. Ich verkneife mir das Grinsen, hebe meinen zerschlissenen, schmutzigen Rock und steige über seine Füße hinweg.

Als ich mich jedoch dem Soldaten an meiner Seite zuwende, um ihm zu danken, wirft er mir einen warnenden Blick zu und sagt so gar nicht gutmütig: »Schweig, Kleine. Ich will nicht kurz vor deinem Tod noch deine Bekanntschaft machen.«

Mein leiser Anflug von Befriedigung verwandelt sich so plötzlich in panische Angst, dass mir übel wird.

Vor meinem Tod?

Was habe ich denn getan, dass ich den Tod verdiene?

Während wir den farbenprächtigen Palastgarten durchqueren, dessen Schönheit ich gar nicht richtig wahrnehme, gehe ich in Gedanken die letzten Wochen durch. Ich habe mit Sicherheit keine Bibliotheksbesucher beleidigt, so viel steht fest. Während der Öffnungszeiten ist es mir nämlich nicht erlaubt, mich dort aufzuhalten.

Die Oberin habe ich seit Monaten nicht gesehen und außerdem teilt sie ihre Strafen eigenhändig aus. Mehr als einmal habe ich ihre Studierstube mit blutenden Händen verlassen, nachdem ich ihren Stock zu spüren bekam. Sie weiß genau, wo sie die Novizinnen schlagen muss, damit niemand es sieht, aber bei den Dienstboten spart sie sich diese Mühe.

Ich schiebe jeden Gedanken an die Narben, die sich unter meiner Kleidung verbergen, beiseite. Ich brauche jetzt allen Mut, den ich irgendwie zusammenkratzen kann.

Mein Atem geht immer schneller, bis ich kurz davor bin, zu hyperventilieren. Garethan nennt diesen Zustand »*das unglückselige Leiden des schwächeren Geschlechts*« – weil Garethan ein frauenverachtender Idiot ist.

Mir wird bewusst, dass mein Gehirn vor lauter Angst belanglosen Unsinn ausspuckt, aber inzwischen fällt mir das Atmen so schwer, dass ich genauso gut auf der Stelle tot umfallen und dem König den Aufwand meiner Exekution ersparen könnte.

Als die Offizierin, die noch immer vorneweg geht, beim Zugang zum Palast ankommt, dreht sie sich zu uns um. Aus ihrer strengen Miene spricht Ungeduld.

»Beeilt euch gefälligst«, raunzt sie, und da – einfach so – zerbricht etwas in meinem Inneren.

Ich befreie mich aus dem Griff des Soldaten und bleibe stehen. Dann blicke ich hinauf zu den weißen Mauern, den funkelnden Mosaikfenstern und den kristallinen Dachspitzen der Palasttürme und zucke mit den Schultern, eine Ungezwungenheit vortäuschend, die ich keineswegs fühle.

»Kein schlechter Ort zum Sterben.«

Die Offizierin hebt eine Augenbraue, und ihre Mundwinkel zucken, doch im nächsten Moment verwandelt sich ihr Gesicht wieder in eine ausdruckslose Maske. »Das werden wir ja sehen«, ist alles, was sie sagt, ehe sie scharf nach rechts in den Palast abbiegt.

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals hinunter und folge ihr – meinem vermutlich baldigen Ende entgegen. Zu meiner Überraschung marschieren wir direkt in eine Küche, die fast genauso aussieht wie die der Bibliothek – davon abgesehen, dass diese hier viermal so groß ist und fünfmal so viele Menschen darin arbeiten, die allesamt unterschiedlichen Aufgaben nachgehen.

Noch mehr fasziniert mich jedoch das Essen. In dieser Küche befindet sich mehr davon, als ich je an einem einzigen Ort gesehen habe – in frischer, farbenfroher und duftender unfasslicher Fülle. Die Gerüche allein bilden eine Symphonie – mit Untertönen von Kalbfleisch, Schwein und Geflügel sowie Anklängen von mit frischen Kräutern zubereitetem Gemüse und gewürzten

Früchten, gekrönt von den zuckrigen, buttrigen Noten der Süßspeisen, die für den Tisch des Königs bestimmt sind.

Plötzlich knurrt mein Magen so laut, dass alle um mich herum es hören. Der Soldat neben mir muss augenscheinlich ein Lächeln unterdrücken. Heute Morgen hatte ich nur Zeit für eine halbe Scheibe alten Brots, bevor die Novizinnen mich zur Arbeit schickten – und das ist lange her. Jetzt ist es kurz vor Sonnenuntergang – und damit eine Stunde vor meiner zweiten Mahlzeit des Tages.

»Nicht, dass ich mir auch nur die geringste Hoffnung mache, rechtzeitig dafür zurück zu sein«, murmele ich und schiebe die Hände in die Taschen, um sie nicht unwillkürlich nach einer der köstlich aussehenden Backwaren in meiner unmittelbaren Nähe auszustrecken. In der Bibliothek bekomme ich immer Schläge, wenn ich mir mehr Essen nehme, als mir zusteht – ich möchte gar nicht wissen, welche Strafe einen erwartet, wenn man den König bestiehlt.

Aber wenn er mich ohnehin töten wird, was habe ich da noch zu befürchten?

Die Köchin, eine rundliche Frau mit zu einem Dutt gesteckten grauen Haaren, stellt sich mit in die Hüften gestemmen Händen in die Gangmitte und versperrt uns den Weg.

»Sergeant Neville, es ist schon schlimm genug, dass ihr dieses schmutzige Mädchen durch meine saubere Küche schleift. Aber muss ich jetzt auch noch mit anhören, wie ihr Magen so laut knurrt, dass sie damit einen Bären in die Flucht schlagen könnte?«

Mein Bewacher zieht den Kopf ein und wird – zu meinem Erstaunen – rot. Er ist so groß wie ein junger Büffel und besteht nur aus Muskeln und Sehnen. Sein graues Haar, das er wie alle Soldaten kurz trägt, umrahmt ein kantiges Gesicht, aus dem intelligente braune Augen leuchten. »Aber, Maisie ...«

»Nichts da *Aber, Maisie*, Garth Neville!« Sie droht ihm mit dem Finger. »Ich weiß noch genau, wie du so alt warst wie sie und hier Pflaumenkuchen geklaut hast.«

Maisie nimmt eine dampfende Teigtasche vom Blech, wickelt sie in ein weißes Stofftuch ein und hält sie mir hin. »Pass beim Hineinbeißen auf, dass du dir nicht die Zunge verbrennst. Sie kommt frisch aus dem Ofen. Aber du kannst sie mitnehmen nach dort, wo auch immer sie dich hinbringen. Nimm es mir nicht übel, junge Dame, aber ich hoffe, es handelt sich dabei um ein Bad.«

Ich starre sie an und wage es nicht, die Teigtasche zu nehmen. *Was, wenn das eine Falle ist?* Aber ihr Blick ist freundlich, und sie scheint meine Angst zu bemerken, denn sie tritt näher und drückt mir das in Stoff eingeschlagene Gebäckstück in die Hand.

Obwohl mir der Duft nach Zucker und Pflaumen die Sprache verschlägt, presse ich hervor: »Vielen Dank, meine Dame. Möge Artemisen Euch segnen, wenn sie wiedererweckt wurde.«

Maisie schnalzt tadelnd mit der Zunge. »Ich bin nur eine Köchin und keine Dame. Eine gute Köchin zwar, aber nichts weiter. Und was Artemisen angeht – mögen Sonne und Mond sie beschützen –, so werden wir es herausfinden, wenn die Zeit gekommen ist.«

Sergeant Neville nimmt mich am Arm, sanfter diesmal, weil er weiß, dass Maisies strenger Blick auf ihm ruht. »Gehen wir, Kleine. Iss schnell. Wir werden früher im Thronsaal des Königs sein, als dir lieb ist.«

Ich beiße von der Teigtasche ab, die mir zwar die Zunge verbrennt, aber absolut köstlich ist ... bis mich die volle Tragweite seiner Warnung trifft und das Gebäck in meinem Mund plötzlich wie Asche anfühlt. Ich verstaue den Rest davon in meiner Tasche und hoffe gegen alle Vernunft, dass ich später noch am Leben sein werde, um ihn aufzuessen.

Drei Treppenhäuser und vier verwinkelte Korridore später

komme ich gerade noch rechtzeitig stolpernd zum Stehen, um nicht gegen Flacks Rücken zu laufen. Als er den Kopf herumreißt und mich grimmig ansieht, würde ich ihm am liebsten ins Gesicht lachen, wenn sich mir nicht gerade vor Angst der Magen umstülpen würde. Grimmige Blicke können mir nach siebzehn Jahren in Leibeigenschaft nichts mehr anhaben, der Gedanke an meine bevorstehende Hinrichtung dagegen schon.

»Oberleutnant Rackness für König Pallan mit der erbetteten ... Person«, ruft die Offizierin.

Zwei Männer halten vor einer riesigen, mit Schnitzereien verzierten Flügeltür Wache. Die beiden stehen stramm und salutieren simultan vor Rackness, ehe sie die Tür öffnen.

Mein erster Eindruck ist: So habe ich mir meine Hinrichtung nicht vorgestellt.

Erstens dringt Musik aus dem Raum. Die silberhellen Töne einer Flöte vereinen sich mit den etwas tieferen, runderen Klängen einer Lyra; zusammen tanzen sie auf den Wellen einer Melodie und untermalen die klarste Singstimme, die ich je gehört habe.

Zweitens ist der Saal voller prächtig gekleideter Höflinge in Gewändern aus Seide, Satin und Spitze. Juwelen glitzern im Schein der Kerzenleuchter und des durch die vielen Fenster einfallenden letzten Lichts des Tages, das sich in den Wandspiegeln vervielfacht. Das Murmeln der Gespräche passt zu den glitzernden Roben der Höflinge. Doch als ich durch die Tür trete, verblasst alles um mich herum, denn die Person auf dem Thron zieht meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es ist Pallan.

Der König von Pyrrh.

Und er starrt mich direkt an.

Niemand kann die Göttin des Krieges und Todes besiegen.

ÜBERLIEFERTE GESPRÄCHE DER ORAKEL: NEUNTER, ZWÖLFTER,
SIEBZEHNTER UND DREIUNDZWANZIGSTER ZYKLUS



KAPITEL 2

Das wurde aber auch höchste Zeit.« Die Stimme des Königs schießt durch den Saal wie ein Pfeil und hinterlässt Stille und die ersterbenden Noten der Instrumente. Weil er mich unverwandt anstarrt, besteht kein Zweifel daran, wen er meint. Mit einem Mal tun mir meine Knochen weh und fühlen sich ganz brüchig an. Eiszapfen bohren sich in die empfindliche Unterseite meiner Haut. Ist das nur die Angst, die sich von meinem Verstand in meinen Körper überträgt? Oder ist etwas Wahres an den Gerüchten, die man sich hinter vorgehaltener Hand erzählt und denen zufolge König Pallan verbotene Magie ausübt?

Leise flüstere ich das Mantra der Heldin aus meiner Lieblingsromanreihe. In den dunkelsten Momenten der Verzweiflung erinnert sich Captain Wynona Wavedancer stets selbst:

Stürme ziehen vorüber.

Schmerz vergeht.

Ich werde niemals aufgeben.

Diese Worte haben meinen schwankenden Mut im Laufe der Jahre unendlich oft gestützt, ganz gleich, wie viel Schmerz oder wie viele Schläge ich ertragen musste. Aber als ich das letzte Wort wispere, klappern meine Zähne so sehr, dass ich die Kiefer aufeinanderpressen muss, und mir wird bewusst, dass

der Schmerz, den ein König mir zuzufügen vermag, vielleicht *niemals* vergeht.

Und einen Sturm wie diesen habe ich noch nie erlebt.

Den König umgibt eine Aura von Macht und Dominanz. Seine dunkelblauen Augen haben dieselbe Farbe wie sein edler Samtmantel und – was für ein Zufall – die Uniformen seiner Garde. Offensichtlich leidet der König an Geltungsdrang. Schockierend.

Die Soldaten, die mich hergebracht haben, verneigen sich tief. Ich mache einen Knicks, der etwas missrät, weil Flack brutal an meinem Zopf reißt und mich aus dem Gleichgewicht bringt.

Endlich wendet der König den Blick von mir ab und sieht Oberleutnant Rackness an. »Bist du dir sicher, dass sie die Richtige ist?«

»Auf jeden Fall sieht sie aus wie ein Niemand«, sagt eine seidenweiche Stimme. Aus der Menschenmenge, die sich vor den Stufen zum Thron versammelt hat, tritt der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Trotz der vielen Leute im Raum ist der Platz um ihn frei, denn die Höflinge scheinen vor ihm zurückzuweichen, als fürchteten sie ihn.

Oder als hätten sie Angst, in seiner Nähe gesehen zu werden. Die Hofpolitik wird sich mir nie erschließen. All das schießt mir binnen eines Herzschlags durch den Kopf, denn dieser Mann sieht so überwältigend aus, dass ich meine Furcht, den König und meine womöglich bevorstehende Hinrichtung fast vergesse.

Er ist ... perfekt.

Noch perfekter als die männlichen Kurtisanen aus der Gilde meiner Mutter. Hätte die Göttin Artemisen höchstpersönlich einen Mann erschaffen, würde er sicherlich genau so aussehen.

Er ist so groß, dass er die anderen Höflinge überragt. Ich frage mich, warum ich ihn nicht sofort gesehen habe, als ich durch die Tür getreten bin. Trotz seiner locker sitzenden scharlachroten

Jacke kann ich seine breiten Schultern darunter erahnen. Was mich aber wirklich von der Angst vor meinem nahenden Tod ablenkt, ist sein Gesicht. Umrahmt von schwarzen Locken, die wie Seide glänzen, ist es der Inbegriff von goldbrauner Schönheit.

Aber es ist die Art von gefährlicher Schönheit, die ich mit dem Piraten verbinde, der Captain Wavedancer um die ganze Welt verfolgt.

Der Bösewicht.

Er hat eine kräftige gerade Nase und hohe Wangenknochen. Und die Art und Weise, wie seine schwarze Hose seine muskulösen Oberschenkel umschließt, beschert bestimmt vielen der Anwesenden schlaflose Nächte.

Als ich es wage, ihm in die Augen zu blicken, stelle ich überrascht fest, dass sie von demselben ungewöhnlichen Dunkelviolet sind wie die besten valourianischen Weine – wenn Wein aus Eis bestünde.

Noch nie in meinem Leben habe ich derartig kalte Augen gesehen. Und als ich zusammenzucke und den Blick zu seinen sinnlichen Lippen senke, bemerke ich seinen grimmigen Gesichtsausdruck.

Der mir gilt.

Er macht einen Schritt auf mich zu und mustert mein zerlumptes, schmutziges Kleid und anschließend wieder mein Gesicht. Dabei flackert kurz etwas in seinen Augen auf, das ich nicht deuten kann, doch dann wird sein Blick wieder hart und er wendet sich an den König.

»Ist das wirklich das Beste, was wir aufbieten können? Noch so eine Dahergelaufene aus dem Schweinestall? Die ist ja nur Haut und Knochen. Warum sollte so jemand die Auserwählte sein?«

Eine heiße Welle aus Scham und Wut schlägt über mir zusam-

men, und ich spüre, wie mein Gesicht anfängt zu glühen. Zum ersten Mal, seit dieser Albtraum begonnen hat, bin ich froh über den Schmutz, der meine Haut bedeckt, weil er verhindert, dass dieser arrogante Edelmann mitbekommt, wie meine Schamesröte sich in den grellsten Tönen auf meiner bleichen, sonnenentwöhnten Haut ausbreitet.

Ich blicke zu Boden und balle zwischen den Falten meines Rockes die Hände. Dabei versuche ich, die gerade erlittene Demütigung in die richtige Perspektive zu rücken. Ich wurde schon so oft in meinem Leben von Meistern in der Kunst der Geringschätzung verhöhnt, erniedrigt und beschämt, dass es im Vergleich dazu nichts ist, wenn dieser Mann sagt, dass ich nach Schweinestall rieche.

Aber natürlich wurde ich noch nie von einem Mann gedemütigt, der aussieht wie ein Gott ... in einem Saal voller Höflinge ... vor dem König von Pyrrh, der mich womöglich töten will.

Perspektive wird vielleicht doch überbewertet.

Ich atme tief durch und versuche mich zu beruhigen, da wird mir der Sinn seiner letzten Worte bewusst. *Die Auserwählte?* Was denn für eine Auserwählte?

Er macht einen Schritt auf mich zu, aber ich bin nicht länger von seiner Gegenwart überwältigt. Aus Aislinn Carrollynnes *Pflanzen und Tiere der Wüstenlandschaft* weiß ich, dass die tödlichsten Vipern von Altarra, die in der Sharnon-Wüste leben, ihre Schönheit nutzen, um ihre Beute erstarren zu lassen und sie so gefügig machen.

Aber weißt du was, hübscher Kerl?

Ich. Bin. Keine. Beute.

Flack packt mich so fest am Arm, dass sich seine Finger tief in meine Haut bohren und ich bestimmt blaue Flecken bekommen werde. »Verneige dich vor dem Prinzen, Sklavin«, zischt er mir zu

und stößt mich so heftig nach unten, dass ich mit den Knien auf den Marmorboden knalle. Obwohl ich mir auf die Zunge beiße, entweicht mir ein leiser Schmerzensschrei.

Der Prinz, bei dem es sich um Kaelen, den ehemaligen Prinzen von Valouria, handeln muss – sogar *ich* habe schon von ihm gehört –, macht einen großen Schritt auf mich zu, und seine Faust schießt so schnell nach vorne, dass die Bewegung kaum zu sehen ist. Im nächsten Augenblick segelt Flack rücklings durch den Saal und prallt gegen den nächstbesten Leuchter. Obwohl der niederträchtige Soldat versucht, sich abzufangen, geht er zu Boden und schreit auf, als ihm das heiße Kerzenwachs ins Gesicht spritzt. Das dumpfe Geräusch, mit dem sein Kopf auf den Fußboden knallt, erinnert mich an ein Beil, das eine überreife Melone spaltet, und ich zucke, ohne es zu wollen, vor Mitleid zusammen.

Als ich erschrocken zum Prinzen aufsehe, ist das Eis aus seinem Blick verschwunden und violetterem Feuer gewichen. Mit einer spöttischen Verneigung streckt er mir die Hand hin, aber ich weiche vor ihm zurück. Ich habe genug Schmerzen erlitten, um zu wissen, dass mich ein paar Schläge nicht umbringen, aber dieser Mann hat Flack mit nur einem Hieb quer durch den Raum befördert. Diese Kraft würde aus mir Kleinholz machen.

Auf dem Boden kauern starre ich seine Stiefel an und warte wie betäubt ab, was als Nächstes passiert.

Stürme ziehen vorüber. Sie ziehen vorüber, und dieser hier wird es auch tun, versuche ich mir einzureden.

Als ein leises Klatschen ertönt, hebe ich vorsichtig den Blick. Der König schenkt dem Prinzen spöttisch Applaus.

»Wie ritterlich von dir, Kaelen. Hoffentlich hast du meinen Soldaten nicht verletzt, sonst musst du heute Nacht seinen Dienst übernehmen.«

Prinz Kaelen lächelt ihn herausfordernd an. »Ich hasse Fieslinge. Vielleicht solltet Ihr unfähige Nichtsnutze wie ihn gar

nicht erst in Eure Garde aufnehmen, sondern sie mit Aufgaben betrauen, die ihren ... *Fähigkeiten* besser entsprechen, Eure Majestät«, sagt er gedehnt und verneigt sich in Richtung des Königs. »Zum Beispiel mit der Reinigung der Latrinen.«

Der König erhebt sich und kommt auf uns zu. »Wenn ich deine Hilfe beim Führen meiner Leute brauche, sage ich es dir, Kaelen.« Seine Stimme trieft vor Sarkasmus.

Da ich schon auf dem Boden knie, beuge ich nur rasch den Kopf, so tief ich kann, ohne mit der Stirn den Marmor zu berühren. Wenn ich sowieso sterben muss, werde ich nicht noch mehr vor diesem Mann katzbuckeln, König hin oder her.

»*Elianna!*«

Ein Flüstern huscht durch die Zuschauerreihen, als der König den Namen brüllt, doch nichts geschieht. Als ich zu ihm emporlinse, sehe ich, dass er mit wütendem Blick auf mich herabstarrt.

Aber er kann damit nicht mich meinen. Die Offizierin kannte meinen Namen. Elianna muss jemand anderes sein, der den Zorn des Königs auf sich gezogen hat.

Hinter mir nähert sich das Klackern eleganter Absätze, aber ich drehe mich nicht um. Der kurze Anflug von Widerstand in mir ist bereits wieder abgeflaut und versinkt in dem Grau, das sich an den Rändern meines Geistes ausbreitet. Zitternd kämpfe ich dagegen an. Ich kann es mir nicht erlauben, in den Abgrund zu stürzen.

Nicht jetzt, nicht jetzt, bitte nicht jetzt.

Aus unangenehmer Erfahrung weiß ich, dass ich nur für begrenzte Zeit intensive Gefühle oder körperliche Schmerzen aushalten kann. Wird die Angst, der Schmerz oder der Hunger unerträglich, beschützt mich mein Geist, indem er mich in einen Nebel aus Grau hüllt, wo mir nichts etwas anhaben kann.

Wo mir nichts wehtut, ich weder Hunger noch Traurigkeit spüre ... wo ich rein gar nichts fühle.

Das Problem daran ist, dass ich manchmal tagelang nicht aus diesem Abgrund auftauche.

Oder Wochen.

Oder – wenn es ganz schlimm ist – wie damals, als es mir das Urteil des Inquisitors einbrachte: Monate.

Ich schiele zu meinem Handgelenk, wo mein schmutziger Ärmel das Brandzeichen der Greyminds – GM – verdeckt. Die lebhafteste Erinnerung an das glühende Eisen, das sich in meine Haut eingebrannt und mich für alle Zeit gezeichnet hat, lässt mich zusammensucken und reißt mich aus dem Nebel, der mich in die Tiefe ziehen will. Ich wende meinen ganzen Willen auf, um mich stattdessen auf die soeben eingetroffene Frau zu konzentrieren. Mein Blick wandert von ihren silbernen Sandalen hinauf zu ihrem silberweißen Kleid, das sie als Luftberührte ausweist.

Ein absurder Gedanke kommt mir in den Sinn, in der Form eines der schmutzigen Witze, die mein Freund Trick immer erzählt, und ich muss mir auf die Unterlippe beißen, um ein Grinsen zu unterdrücken, das – bizarrerweise – in mir aufsteigt.

Ein König, ein Prinz und eine Zauberin kommen in einen Thronsaal ...

»Das kann unmöglich dein Ernst sein«, sagt der König, wobei aus jedem seiner Worte absolute Fassungslosigkeit spricht. Dann tippt er mit einem seiner schwarzen Stiefel gegen mein Knie, und ich rutsche zurück. »Wie können die Orakel das Schicksal von Altarra in die Hände von Kerkerinsassen oder *der da* legen?«

Die Zauberin zeigt sich unerschrocken, doch das leichte Zittern ihrer Finger verrät mir, dass ihre Ruhe nur gespielt ist. Sie verschränkt die Hände vor ihrem silbernen Gliedergürtel und neigt tief den Kopf. Es ist weder eine Verbeugung noch ein Knicks, dennoch zeugt die Geste von Respekt.

»Ich habe nie behauptet, dass es ausgerechnet *sie* sein muss.

Ihr selbst habt gesagt, die Oberin habe diese Person empfohlen, Eure Majestät. Und *darum* wolltet *Ihr* sie sehen.« Der Blick ihrer goldenen Augen streift mich. »Es könnte genauso gut der Dieb oder das Lehrling des Schweinehirten sein. Oder einer der Verbrecher, die Eure Soldaten in diesem Moment überall in der Stadt aufgreifen.«

Die Oberin wusste hiervon? Sie hat mich sogar *empfohlen*, für was auch immer das hier ist? Der bittere Geschmack von Verrat steigt mir in den Mund, auch wenn ich es nach Jahren unter ihrer grausamen Herrschaft eigentlich hätte besser wissen sollen.

Ich *weiß* es besser ... Warum tut es also trotzdem so weh? Aber ich kenne den Grund.

Nach jahrelanger Gefangenschaft können einem sogar die grausamsten Monster wie Familie erscheinen.

»Diebe und Schweinehirtinnen und Verbrecher.« Der König schnaubt verächtlich. »Ich muss verrückt sein, mich auf deinen irrwitzigen Plan einzulassen.«

»Ich würde es mit dem Dieb versuchen«, sagt der Prinz in einem Ton, bei dem sich mir der Magen umdreht.

Ich riskiere aufzublicken, gerade als er eine Augenbraue hebt und Flack ansieht, der gerade aufstehen will, es sich in Anbetracht von Kaelens Gesichtsausdruck jedoch anders überlegt. Keiner hat auch nur versucht, ihm aufzuhelfen, ich dürfte also nicht die Einzige sein, die ihn nicht mag.

»Warum ausgerechnet mit dem Dieb?«

»Weil ich eine einzige verdammte Chance haben möchte, so winzig sie auch sein mag, um tatsächlich erfolgreich zu sein«, antwortet Kaelen, seine Stimme nicht ganz, aber fast ein Knurren. »Euer *Majestät*.«

Er zeigt auf mich, sein schönes Gesicht zu einer Grimasse verzogen. »Wir können von Glück sagen, wenn sie auch nur

einen Tag harter Reise übersteht, von einer Reise quer durch den Kontinent ganz zu schweigen.«

Der König schaut sich im Saal um, und plötzlich scheint ihm aufzugehen, dass er von Höflingen umgeben ist, die das Geschehen neugierig verfolgen. Er macht eine Handbewegung zur Tür. »Ihr habt sicher alle Besseres zu tun.« Keiner rührt sich.

»An einem anderen Ort«, fügt er scharf hinzu, woraufhin sich der Raum binnen Sekunden leert.

Jetzt bin ich allein im Thronsaal mit König Pallan, Elianna, der Luftberührten, und Prinz Kaelen von Valouria, die zu dritt auf mich herabstarren. Sogar die Soldaten – mit Ausnahme von Oberleutnant Rackness – sind abgezogen, und zwei von ihnen haben dabei Flack mitgezerrt.

Nachdem die Türen sich hinter ihnen geschlossen haben, beschließe ich, dass es reicht. Ich werde nicht weiter wie eine armselige Bittstellerin auf dem Boden kauern, sondern meinem Schicksal aufrecht begegnen. Ich rutsche weit genug nach hinten, um beim Aufstehen nicht mit dem Kopf gegen das Kinn des Prinzen zu stoßen, und rapple mich auf. Ich streiche meinen Rock glatt, wobei ich den trockenen Schmutz, der von meinen Kleidern rieselt, wohlweislich ignoriere. Trotzdem spüre ich, wie meine Wangen wieder heiß werden.

»Das liegt nicht in unserer Hand«, sagt der König schließlich achselzuckend. »Die Göttin wird entscheiden.«

Die Göttin?

Was in Artemisens Namen geht hier vor sich? Natürlich spreche ich diese Frage nicht laut aus. Ich bin zu eingeschüchtert vom heutigen Tag, der Palastgesellschaft und meiner Umgebung.

Ich wünschte wirklich, ich hätte den Mut zu fragen.

Alle drei starren mich an.

Keiner sagt etwas.

Schließlich atme ich zitternd aus und mache einen weiteren

Knicks, der anmutiger ausfällt als vorhin. Ich habe Knicksen fast noch vor dem Gehen gelernt – denn Anmut ist bare Münze in den Taschen einer Kurtisane, und meine Mutter war eine der Besten ihres Berufsstands. Als ich aufschau, sehe ich, dass der Prinz mich mit schief gelegtem Kopf betrachtet, als hätte ich plötzlich etwas Interessantes getan.

»Eure Majestät, ich ...« Ich höre, wie meine Stimme zittert, und zwingt mich, Ruhe zu bewahren. »Eure Majestät. Ich glaube, hier liegt ein fürchterlicher Fehler vor. Wenn ...«

»Du beschuldigst deinen König, einen Fehler gemacht zu haben?«, fragt König Pallan drohend.

»Nein! Nein, Eure Maj... nein. Ich ... Jemand ... jemand *anderer als Ihr*, selbstverständlich, hat einen Fehler gemacht«, stottere ich. So viel zum Thema Ruhe bewahren. »Ich weiß zwar nicht, was hier vor sich geht, aber ich kann unmöglich die Person sein, nach der Eure Majestät suchen.«

»Warum nicht?«, fragt der Prinz mit offenbar ehrlichem Interesse und einer Stimme wie geschmeidiger Stahl – hart, aber erschreckend sinnlich. Sein Tonfall steht in krassem Gegensatz zu seiner vorherigen Verachtung. Er fasziniert und beunruhigt mich gleichermaßen – auf eine Weise, die ich nicht einordnen kann.

Als seine Lippen zucken, wird mir bewusst, dass ich seinen Mund anstarre. *Mist*. Er hat mich gerade gefragt, *warum* ich glaube, fälschlicherweise hier zu sein. Ich schaue ihn fassungslos an und zeige auf mich, wohl wissend, was er sieht.

Was alle sehen.

Eine knochendürre Person in zerlumpten Kleidern, völlig verdreckt und vor Kälte und Angst zitternd. Mit einer Narbe am Kiefer und an meinem Handgelenk von dem Unfall, bei dem meine Mutter starb, als ich erst vier war.

Und mit einem Brandzeichen.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann unmöglich mit dem Schicksal des ganzen Kontinents verknüpft sein. Fragt die Oberin. Sie vertraut mir ja noch nicht einmal die Betreuung der Besucher der Königlichen Bibliothek an!«

»Warum nicht?«, fragt jetzt die Zauberin mit harter Stimme und in ihren goldenen Augen tosen die Stürme ihrer Berufung. Als sie den Kopf dreht, schwingt ihr kinnlanges dunkelbraunes Haar mit.

Ich kann nicht glauben, dass ich es wirklich laut sagen muss. Ist das nicht offensichtlich?

»Weil ... weil ich ein Niemand bin!«

Die Zauberin wendet sich mit einem triumphierenden Lächeln an den König. »Seht Ihr? Sie gibt es sogar zu. Sie ist ein Niemand, also ...«

»Also ist sie genau die Art von Person, die wir brauchen«, erwidert der König mit nachdenklichem Blick.

Prinz Kaelen fixiert mein Gesicht mit neuer Schärfe, beinahe so, als würde er darin nach Antworten auf Fragen suchen, die ich nicht kenne. Doch dann schüttelt er abfällig den Kopf. »Als ich mich angeboten habe, diese Mission anzuführen ...«

»Angeboten?« Die Stimme des Königs ist wie geschmolzene Butter, die einen giftigen Kuchen glasiert. »Dann trügt mich wohl meine Erinnerung an das Treffen, bei dem *ich dir* diesen Auftrag *erteilt* habe. Hast du etwa schon vergessen, welche Konsequenzen es für deine Schwester haben wird, wenn du scheiterst?«

Weil Kaelen mir zugewandt steht, kann nur ich die unbändige Wut in seinem Blick sehen, die kurz aufflackert und dann so schnell wieder verschwindet, als wäre sie nur meiner Einbildung entsprungen. Dann setzt er seine ausdruckslose Höflingsmiene wieder auf, wie ein Ballbesucher eine Maske. Ich frage mich, was sich wohl alles unter seiner einstudierten Gleichgültigkeit verbirgt. »Wie Ihr meint, Eure Majestät.«

Ich weiß nicht, was es mit ihrer Feindschaft auf sich hat, doch sie schlägt in der Luft zwischen ihnen förmlich Funken. Aber so faszinierend diese Rivalität auch sein mag, sie hat nichts mit mir zu tun. Und obwohl ich mich davor fürchte, ins Kreuzfeuer zu geraten, muss ich um meinetwillen noch einen Versuch unternehmen, zu intervenieren.

»Ich bitte um Verzeihung Eure ... Hoheiten. Aber warum sollte ausgerechnet ich die Person sein, die Ihr braucht?«

Der König fährt sich mit der Hand durch die Haare und blickt finster drein. »Weil wir, wenn Elianna recht hat, einen *Niemand* brauchen.«

Das ergibt zwar keinen Sinn, aber wenn sie mich *brauchen*, dann heißt das doch ... Unwillkürlich entfährt es mir: »Dann wollt Ihr mich also gar nicht töten?«

Das Mitleid, das aus dem Gesicht der Zauberin spricht, ist genauso Furcht einflößend wie das spöttische Grinsen des Königs.

»*Ich* werde dich nicht töten«, verkündet der König von ganz Pyrrh. »Aber vielleicht wäre es dir am Ende sogar lieber, ich hätte es getan.«

Niemand kann das Amulett der Artemisen berühren und weiterleben.

ÜBERLIEFERTE GESPRÄCHE DER ORAKEL:
FÜNFTER, FÜNFZEHNTER UND FÜNFUNDZWANZIGSTER ZYKLUS



KAPITEL 3

Oberleutnant Rackness fasst mich fest am Arm, führt mich zu einer kleinen Tür hinter dem Thron und begleitet mich hinein.

»Jemand wird dir Waschwasser bringen.« Ihr Blick huscht über mich und ich verspüre erneut eine dumpfe Welle der Scham. »Und ein sauberes Kleid. Du kannst der Göttin nicht in diesem Zustand begegnen.«

»Was?« Ich schreie das Wort fast heraus. »Wem begegnen?«

Aber sie schüttelt den Kopf und geht, lässt mich allein in einem winzigen, kahlen Raum ohne Fenster zurück. An zwei Wandleuchten kann ich erkennen, dass es gegenüber der Tür, durch die ich hereingekommen bin, noch eine weitere Tür gibt, die jedoch mit einer schweren Kette verriegelt ist.

Nur wenige Minuten vergehen, in denen ich verzweifelt versuche zu interpretieren, was »der Göttin begegnen« bedeuten könnte, bevor zwei Diener einen kleinen Tisch, eine Schüssel mit Wasser und Waschlappen sowie ein grünes Kleid hereinbringen.

»Beeil dich lieber, Mädchen«, murmelt der Mann, aber die Frau, die ihn begleitet, schnalzt nur mit der Zunge und eilt aus dem Raum.

Sie schließen die Tür hinter sich, und ich bin allein. Ich atme tief durch und tue, was mir gesagt wurde. Schnell tausche ich

mein schmutziges Gewand gegen das grüne, das schlicht, aber gut verarbeitet und mit Abstand das schönste Kleid ist, das ich je getragen habe. Dann schrubbe ich mir den Schmutz von den Händen, Armen und dem Gesicht. Ich benutze sogar eine saubere Ecke eines Handtuchs, um mir, so gut es geht, den Schmutz aus den Haaren zu wischen. Dann stecke ich sie auf, bis auf den einen Zopf neben meinem Gesicht, balle meine Hände zu Fäusten und versuche mich zu erinnern, ob ich jemals ein Buch gelesen habe, in dem ein Gefangener ein Handtuch benutzt, um aus einem verschlossenen Raum zu fliehen.

Diese sinnlosen Gedanken lenken mich nur für ein oder zwei Minuten ab, dann öffnet sich die Tür wieder. Ein knurrender Wachmann schiebt ein Mädchen in den Raum und stößt sie so heftig, dass sie auf die Knie fällt.

Dann lehnt er die Tür hinter sich an und zeigt auf mich. »Ich bin ein Freund von Flack. Er hat mich gebeten, dir ein kleines Dankeschön zu überbringen.«

Bevor ich eine Antwort stammeln kann, schreitet er durch den Raum und schlägt mir so hart mit dem Handrücken ins Gesicht, dass ich gegen die Wand hinter mir pralle.

»Hoffen wir, dass wir ein Freudenfeuer sehen werden«, sagt er spöttisch. Dann mustert er uns beide einen Moment lang, bevor er den Raum verlässt.

Lachend.

Mein Mund brennt wie Feuer. Er hat mir die Lippe aufgeschlagen; ich spüre, wie mir Blut über das Gesicht läuft, und weiß, dass mein Mund in wenigen Minuten anschwellen wird. Die Blutergüsse werden auch schlimm sein. Mit meiner hellen Haut bekomme ich immer welche, wenn sie mich ins Gesicht schlagen.

Ich seufze resigniert und greife nach einem der Tücher, um mir die Lippe abzuwischen. Ich bin vorsichtig, zucke aber den-

noch bei jeder Berührung zusammen. Aus Gewohnheit beginne ich, das blutige Handtuch im Waschbecken auszuwaschen, werfe es dann aber trotzig auf den Boden. Dieses Mal werde ich nicht hinter ihnen aufräumen, nachdem sie mich geschlagen haben.

Nicht hier.

Das Mädchen liegt immer noch auf dem Boden und weint, obwohl sie nicht schwer verletzt ist. Als ich jedoch einen Blick auf ihr tränenüberströmtes Gesicht werfe, vergeht meine Ungeduld sofort.

Sie kann nicht älter als sechzehn sein.

Sie ist sauber und sieht anders als ich gut genährt aus. Ich sehe keine Narben oder alte Blutergüsse auf ihrer Haut, aber ich weiß, dass das täuschen kann.

Manche Peiniger sind Meister darin, nur dort Spuren zu hinterlassen, wo sie nicht gesehen werden.

»Geht es dir gut? Komm, lass mich dir aufhelfen.«

»Warum hat er das getan?« Sobald sie aufrecht steht, schlingt sie die Arme um sich und beginnt zu wimmern. »Wo sind wir hier? Was geht hier vor sich? Weißt *du* das?«

»Ich weiß es, ehrlich gesagt, auch nicht«, muss ich zugeben, während die Worte »der Göttin begegnen« noch in mir nachklingen.

»Ich bin Soli.«

Das löst einen wilden Sturm von Schluchzern an meiner Schulter und eine wirre Erklärung darüber aus, wer sie ist und warum sie hier ist. Ich verstehe nicht viel mehr als ihren Namen – *Lil*.

Ich reiche ihr das letzte Stück sauberen Stoff, damit sie sich das Gesicht abwischen kann, was sie wieder etwas zur Ruhe bringt, sodass sie mir nun erzählen kann, wie sie hergekommen ist.

»Ich habe den Schweinen gerade ihren Teezeit-Brei gege-